MARION SCHREIBER

STILLE REBELLEN

DER ÜBERFALL AUF DEN 20. DEPORTATIONSZUG NACH AUSCHWITZ

aufbau *digital*

MARION SCHREIBER

STILLE REBELLEN

DER ÜBERFALL AUF DEN 20. DEPORTATIONSZUG NACH AUSCHWITZ

aufbau *digital*

Über das Buch

Mut kennt kein Kalkül: Der Überfall auf den 20. Deportationszug nach Auschwitz.

Am 19. April 1943 stoppen drei junge Männer einen Zug, der 1.618 Juden vom belgischen Sammellager Mechelen nach Auschwitz transportiert. Ausgerüstet mit drei Zangen, einer mit rotem Papier beklebten Sturmleuchte sowie einer Pistole, führen Youra Livchitz, Jean Franklemon und Robert Maistriau einen Plan aus, den jüdische Widerständler erdacht, bewaffnete Partisanen aber als zu riskant verworfen hatten. Sie befreien 17 Männer und Frauen, dann eröffnen die deutschen Bewacher das Feuer. Bis der 20. Konvoi die deutsche Grenze erreicht, können weitere 225 Insassen fliehen.
Während der Besatzung haben viele Belgier aus allen sozialen Schichten Juden vor der SS geschützt, gefälschte Pässe besorgt, Unterkunft oder Arbeit gewährt, Kinder versteckt. Neben Menschlichkeit und Mut gedeiht Verrat: Mit Hilfe von Spitzeln kann die Gestapo Widerstandsgruppen und Juden festnehmen. Youra, der als Kind mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder Alexandre nach Brüssel immigriert war, vielseitig begabt, grüblerisch, lebenshungrig ist und die Frauen fasziniert,

wird denunziert, gefoltert und im Februar 1944 erschossen. Auch Robert und Jean werden festgenommen, überleben aber die Haft im Konzentrationslager.

Das Buch beruht auf privaten Dokumenten, Archivakten und Polizeiberichten, Recherchen und Interviews, darunter Gesprächen mit sechs Zeitzeugen, die aus dem 20. Konvoi fliehen konnten. Sie verschweigen weder Verzweiflung noch Ohnmacht und Trauer, dennoch stärken ihre Erfahrungen Zuversicht und Lebensmut.

Paul Spiegel, ehemaliger Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, berichtet im Vorwort über das Schicksal seiner Familie, die in Belgien ein Versteck gefunden hatte, wo sie den Holocaust zu überleben versuchte.

Über Marion Schreiber

Marion Schreiber wurde 1942 in Drossen bei Frankfurt/Oder geboren. Aufgewachsen im niedersächsischen Bad Pyrmont und Wolfsburg. Studium der Germanistik, Romanistik und Publizistik in Freiburg, Göttingen und an der Freien Universität Berlin. Freie Journalistin in Berlin und Bonn. 1970-1986 Redakteurin beim »Spiegel« in Bonn, 1986-1998 »Spiegel«-

Korrespondentin in Brüssel. Mutter von drei erwachsenen Söhnen. Lebt in Brüssel als freie Autorin.

ABONNIEREN SIE DEN **NEWSLETTER** DER **AUFBAU VERLAGE**

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:
https://www.facebook.com/aufbau.verlag

Registrieren Sie sich jetzt unter:
http://www.aufbau-verlag.de/newsletter

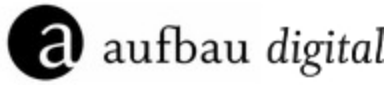
Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Marion Schreiber

Stille Rebellen

Der Überfall auf den 20. Deportationszug nach Auschwitz

Mit einem Vorwort von Paul Spiegel



Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch
Newsletter

Paul Spiegel: »Wer ein Menschenleben rettet, der rettet ein ganzes Volk«
Erstes Kapitel: Der 20. Januar 1943
Zweites Kapitel: Youra Livchitz
Drittes Kapitel: Die Freie Universität Brüssel
Viertes Kapitel: Die Deutschen kommen
Fünftes Kapitel: Die Juden in Belgien
Sechstes Kapitel: Eichmanns Handlanger
Siebtes Kapitel: Die Deportation beginnt
Achtes Kapitel: Die »Ahnungslosen«
Neuntes Kapitel: Der Widerstand
Zehntes Kapitel: Verstecke sich, wer kann
Elftes Kapitel: Asches Helfer: Verräter und Denunzianten
Zwölftes Kapitel: Der Wartesaal zum Holocaust
Dreizehntes Kapitel: Ein General steht unter Druck
Vierzehntes Kapitel: Der Bürger als Terrorist
Fünfzehntes Kapitel: Der Kampf wird härter
Sechzehntes Kapitel: Eine Idee kommt auf
Siebzehntes Kapitel: Die Profiteure der Deportation
Achtzehntes Kapitel: Die Nazis haben Probleme

Neunzehntes Kapitel: Der Plan nimmt Gestalt an
Zwanzigstes Kapitel: Kurt Asche organisiert
Einundzwanzigstes Kapitel: Die stillen Rebellen von Mechelen
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Mutige gesucht
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Einsprüchen wird nicht stattgegeben
Vierundzwanzigstes Kapitel: Am Vortag der Abfahrt
Fünfundzwanzigstes Kapitel: Der 19. April 1943
Sechsundzwanzigstes Kapitel: Der 20. Konvoi nach Auschwitz
Siebenundzwanzigstes Kapitel: Der Überfall
Achtundzwanzigstes Kapitel: Der Ausbruch der stillen Rebellen
Neunundzwanzigstes Kapitel: Wir sind gute Belgier
Dreißigstes Kapitel: Der Verrat
Einunddreißigstes Kapitel: Die Befreiung
Nachwort zur Taschenbuchausgabe
Bildteil

Anhang
- **Liste der Deportierten**
- **Literatur**
- **Danksagung**

Impressum

Meinen Söhnen
Till, Benjamin und Jonas

Paul Spiegel

»Wer ein Menschenleben rettet, der rettet ein ganzes Volk«

Daß ich den Holocaust überlebt habe, verdanke ich belgischen Bürgern, die den Mut besaßen, einen kleinen jüdischen Jungen aufzunehmen und vor den Nazis zu verstecken. Auch meine Mutter entging der Deportation, weil sie während der deutschen Besatzung bei einer Brüsseler Familie wohnte, die sie nicht nur beherbergte, sondern ihr immer wieder half, der Verfolgung durch die SS zu entgehen.

Das Land Belgien ist Deutschlands unbekannter Nachbar. Und das gilt in besonderem Maße für das Kapitel des Widerstands und des zivilen Ungehorsams in Belgien gegen das Naziregime. So wie ich überlebten mehr als 4000 Kinder unter falscher Identität in Familien, Internaten, Klöstern und Heimen den Holocaust. Sechzig Prozent der damals 60000 in Belgien lebenden Juden wurden nicht deportiert, weil sie sich mit Hilfe von Nachbarn, Freunden und Unbekannten dem Zugriff durch die deutschen Rassefanatiker entziehen konnten. Diese Belgier riskierten

eine Gefängnisstrafe oder gar den Abtransport in ein KZ. Denn sie verstießen gegen die von der deutschen Militärverwaltung erlassenen Gesetze, wonach jede Hilfe für die verfolgten Juden wie ein schweres Verbrechen zu ahnden war.

Ich war zwei Jahre alt, als sich mein Vater, Hugo Spiegel, nach Belgien aufmachte, um für seine Familie eine sichere Bleibe zu finden. Während der antijüdischen Pogrome im November 1938 war er, ein angesehener Viehhändler in Warendorf, von den Nazis verprügelt worden. Man entzog ihm den Gewerbeschein und damit unsere Existenzgrundlage. Für meine Eltern war dies das Signal, Deutschland zu verlassen, um dann, wenn dieser nationalsozialistische Spuk in einigen Monaten vorbei sein würde, wieder ins Münsterland zurückzukehren. 1939 fand mein Vater im Haus des Metzgers Blomme in St. Gilles ein Quartier für die vierköpfige Familie.

Kurz nach dem Einmarsch der Deutschen in Belgien wurde mein Vater auf der Straße verhaftet und in das französische Internierungslager Gurs gebracht, von wo aus er später nach Buchenwald, dann nach Auschwitz und schließlich nach Dachau deportiert wurde. Wie durch ein Wunder überlebte er die KZ. Für die belgischen Nachbarn war meine Mutter, die mit Vornamen Ruth hieß, »Madame Régine«. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Putzfrau bei jüdischen Familien, die wegen ihrer belgischen

Staatsangehörigkeit zunächst noch von der Deportation verschont wurden.

Meine Schwester Rosa war neun Jahre älter als ich und schon recht selbständig. Die Mutter hatte ihr eingebläut, wenn sie von einem Uniformierten angesprochen werde, solle sie niemals sagen, daß sie Jüdin sei. Eines Tages ging sie mit einer Freundin meiner Mutter zu einer Stelle, wo Lebensmittelkarten ausgegeben wurden. Ein Mann in Zivil fragte die Dreizehnjährige, ob sie Jüdin sei. Arglos bejahte meine Schwester die Frage. Rosa wurde verhaftet, und wir haben nie wieder etwas von ihr gehört. Nach den Deportationslisten des Sammellagers Mechelen wurde sie gemeinsam mit 130 anderen Kindern am 24. Oktober 1942 mit dem 14. Transport nach Auschwitz deportiert.

Nun suchte meine Mutter für mich ein Versteck. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Haus in Uccle, wo etwa zehn Kinder unter sehr ärmlichen und unhygienischen Bedingungen untergebracht waren, erhielt meine Mutter von einer Organisation die Adresse eines Bauern in Chapelle-lez-Herlaimont, der bereit war, ein jüdisches Kind bei sich aufzunehmen. So kam ich als Fünfjähriger zu diesem älteren Ehepaar mit einem erwachsenen Sohn, das mich als ihren Neffen aus Deutschland ausgab. Nur der Pfarrer im Dorf, dessen Gottesdienste ich regelmäßig mit meiner katholischen Familie besuchte, wußte von meiner wahren Identität. Um mich besser vor den Nazis zu

schützen, schlugen ihm meine Gasteltern vor, mich zu taufen. Doch der Pfarrer lehnte das ab. Er gehörte nicht zu jenen, die diese Gelegenheit nutzten, um jüdische Kinder zu missionieren. Dreieinhalb Jahre verbrachte ich bei diesen freundlichen Bauern. An den Einmarsch der amerikanischen Soldaten in unserem kleinen Nest kann ich mich noch sehr genau erinnern. Meine Mutter hatte mich auf diesen großen Augenblick vorbereitet, indem sie mir den Satz beigebracht hatte: »I am a German Jew«. Als ich nun am Straßenrand im Defilé der Fähnchen schwingenden und jubelnden Dorfbewohner stand, hielt plötzlich ein Riesenpanzer, und ein farbiger Soldat sah auf mich herunter. Ich schrie ihm meinen englischen Satz entgegen, er beugte sich zu mir herab und hob mich hoch, küßte mich und beschenkte mich mit Süßigkeiten. Ich weiß noch, daß ich fürchterliche Angst hatte und froh war, als er mich wieder auf der Straße absetzte.

»Wer ein Menschenleben rettet, der rettet ein ganzes Volk« – viele belgische Bürger haben während der deutschen Okkupation nach diesem Spruch aus dem Talmud gehandelt. Ich wünsche mir sehr, daß ihr Mut und ihre Hilfsbereitschaft durch das Buch von Marion Schreiber nun auch in Deutschland bekannt und gewürdigt werden.

Erstes Kapitel
Der 20. Januar 1943

Eine seltsam euphorische Stimmung lag über der Avenue Louise. In der breiten, von Kastanien gesäumten Allee strömten die Menschen wie auf ein geheimes Kommando zu dem Haus Nummer 453. Aus allen Stadtteilen Brüssels kamen sie an diesem kalten Wintertag, um die unverhoffte Demütigung der deutschen Besatzer zu besichtigen, die sich in der hellen Kalksandsteinfassade des Appartmentgebäudes in der Nähe des Stadtwaldes offenbarte. Mehr als ein Dutzend Einschußlöcher verunzierten das Haus.

Unglaubliches war geschehen. Ein Pilot der englischen Luftwaffe hatte sich an diesem Januarmorgen 1943 in den Luftraum über Belgien gewagt. Im Tiefflug donnerte er über die breiten Boulevards von Brüssel auf die belgische Außenstelle des Reichssicherheitshauptamtes zu, übersäte das Gebäude mit Granaten und Geschossen, drehte ab und verschwand.

Er hatte gut gezielt. Keines der benachbarten Bürgerhäuser war getroffen. Allein die cremefarbene Front des berüchtigten Hochhauses bot ein Bild der Verwüstung.

Scheiben waren zersplittert, Metallrahmen verbogen und die Gitter der Balkons zerborsten. In den oberen Stockwerken klafften schwarze Fensteröffnungen.

Langsam schob sich die Menschenmenge an dem Haus vorbei. Niemand wagte, stehenzubleiben. Und niemand traute sich, seiner Freude laut Ausdruck zu geben. Nur jene, die in der überfüllten Straßenbahn vorbeifuhren, winkten triumphierend den Heerscharen der Spaziergänger zu. Sie wähnten sich vor dem Zugriff der grimmig blickenden deutschen Polizisten in den feldgrauen Uniformen sicher, die das Gebäude in einem Halbkreis abgeriegelt hatten. Allein ihre Trillerpfeifen und Kommandos, mit denen sie die Neugierigen immer wieder auseinanderzutreiben suchten, übertönten schrill die gelöste Stimmung.

Youra Livchitz konnte den Blick nicht von der zerstörten Fassade abwenden. Ein solches Gefühl des Triumphes hatte er seit langem nicht verspürt. Der junge jüdische Arzt kannte die fürchterlichen Geheimnisse dieses Gebäudes. Freunde von ihm, Widerständler, waren in diesem Gebäude verhört und gefoltert worden, ehe sie im Gefängnis oder im Arbeitslager verschwanden. Im Keller warteten jüdische Frauen, Männer und Kinder, die bei den Razzien von Hitlers SS-Schergen, den Mitgliedern der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, verhaftet worden waren, auf die Weiterfahrt in das Sammellager

Mechelen. Je höher die Etagen, desto grausamer die Methoden dieser Polizeizentrale für Menschenfang und Menschenvernichtung. In den beiden obersten Stockwerken hatte die Geheime Staatspolizei, die Gestapo, ihre Büros.

Livchitz hatte an diesem Nachmittag früher als gewöhnlich seinen Arbeitsplatz verlassen. In den Büros und Labors der Firma Pharmacobel, wo er als Laborleiter arbeitete, seit die Besatzer ihm als Juden die Ausübung des Arztberufs verboten hatten, sprach man an diesem 20. Januar von nichts anderem. Kündigte sich vielleicht das baldige Ende der Naziherrschaft an? Erstmals zeigten sich die Deutschen verwundbar. Warum sollte den Alliierten nicht bald im Großen gelingen, was dieser wagemutige Pilot im Alleingang geschafft hatte? Sogar die von den Nazis gleichgeschaltete Abendzeitung »Le Soir« vermochte nichts mehr an der hoffnungslosen Situation der Deutschen in Schnee und Eiseskälte an der Ostfront zu beschönigen. Die Einheiten der Wehrmacht, hieß es, seien vor Stalingrad »isoliert« und Ziel »unerbittlicher Angriffe von russischer Seite«.

Doch Youra hörte auch pessimistische Stimmen. Sie fürchteten, die gedemütigten Nazis würden nun um so rabiater agieren und Hausdurchsuchungen und Razzien verstärken, um ihre Autorität des Schreckens zurückzugewinnen. Mit Sicherheit aber würden die

Deutschen alles tun, damit in den belgischen Zeitungen nichts von der Fliegerattacke gegen ihr Hauptquartier zu lesen sein würde.

Der junge Arzt wollte die Niederlage der verhaßten Besatzer mit eigenen Augen sehen, wollte hören, was die Leute auf der Straße sagten. Auch wenn er damit ein Risiko einging. Denn sicherlich verschärften die Deutschen die Personenkontrollen. Sollte sich herausstellen, daß er keinen Judenstern trug, dann wäre sein weiterer Weg vorgezeichnet: Er würde selbst im Keller dieser Nazizentrale landen und ins Sammellager Mechelen transportiert werden, von wo aus die Züge nach Polen abgingen. Doch Youra vertraute wie immer darauf, daß er jener krummnasigen Nazikarikatur eines Juden so gar nicht ähnlich sah, die auf den Plakaten in der Stadt für die »Antibolschewistische Ausstellung – Das sind die Sowjets« im Cinquantenaire warb. Livchitz war groß, sportlich, und er hatte blaue Augen – ein Typ, den Frauen mochten.

Die Menschen hier in der Avenue Louise, so schien es dem jungen Arzt, gingen heute aufrechter als sonst, sie wirkten entspannter, hoffnungsvoller. Die Angststarre war von ihnen gewichen. Den aufgeregten Gesprächen um sich herum entnahm der junge Mediziner, daß ein belgischer Pilot, ein ortskundiger Patriot offensichtlich, den Angriff geflogen haben mußte. Präzise habe er das Hochhaus Nummer 453 angesteuert. Und auf dem Anflug über

Brüssel habe er über dem Haus einer bekannten adligen Familie die von den Nazis verbotene belgische Nationalflagge abgeworfen. Bei der verhaßten deutschen Polizei habe es offensichtlich Blutopfer gegeben. Die Bewohner der Nachbarhäuser berichteten, den ganzen Vormittag über hätten sie Feuerwehr und Ambulanzen vorfahren sehen.

Erst später wurde in Belgien bekannt, daß der 32jährige Jean de Sélys Longchamp den Angriff geflogen hatte. Der belgische Pilot hatte sich mit seiner britischen Typhoon bei einem Erkundungsflug der Royal Air Force über Belgien von seinem Geschwader entfernt und das Gestapo-Gebäude beschossen. Ein Racheakt für seinen Vater, einen angesehenen Politiker, der an den Folgen der Folterungen der nationalsozialistischen Sicherheitspolizei gestorben war.

Plötzlich zuckte Youra zusammen. Jemand hatte ihm auf die Schulter geschlagen. Es war Robert Maistriau, sein alter Schulfreund. Die beiden jungen Männer hatten sich seit Wochen nicht gesehen. Auch Robert war hierher gepilgert, um die Blamage der deutschen Besatzer zu besichtigen. Der vier Jahre jüngere Robert mit seinem blonden gewellten Haar war für den Juden Youra ein unverdächtiger Begleiter in dem Gedränge. Beide waren begeistert: Dieser sichtbaren Niederlage der Deutschen, spekulierten sie, würden weitere folgen. Wurde nicht die

Stimmung der von Hunger und Kälte geplagten Bevölkerung den Besatzern gegenüber immer feindseliger? Und die Anschläge der Untergrundkämpfer häuften sich.

Robert war wild entschlossen, sich auch einer Widerstandsbewegung anzuschließen. Der Schreibtischjob bei der Metallgesellschaft Fonofer, wo er nach einem abgebrochenen Medizinstudium zu arbeiten angefangen hatte, langweilte ihn. Er brannte darauf, endlich etwas gegen die Deutschen zu tun. Nicht genug damit, daß alles, was die Belgier erwirtschafteten, Lebensmittel, Textilien oder Kohle, nach Deutschland ging. Nun sollten auch noch die jungen Leute zur Arbeit in deutschen Fabriken zwangsverpflichtet werden, um die Räder von Hitlers Rüstungsindustrie rotieren zu lassen. Robert mußte in diesen Tagen häufig an seinen Vater denken. Der Militärarzt, ursprünglich ein glühender Verehrer der deutschen Kultur, hatte im Ersten Weltkrieg an der Yser-Front all seine Hochachtung vor dem Volk der Dichter und Denker verloren. Für besonders barbarisch hielt er, daß die Deutschen beim Einmarsch 1914 die kostbare Universitätsbibliothek von Leuven mit ihren unersetzlichen Schriften in Brand gesetzt hatten. »Irgendwie«, erinnert sich Maistriau, »waren wir jungen Leute gegen die Deutschen, auch vor dem Zweiten Weltkrieg.«

Sein großer Freund Youra, den Robert im Gymnasium so bewundert hatte, war ihm auch jetzt wieder voraus. Er sei

in der Résistance aktiv, erzählte er Maistriau, und arbeite als Kurier. Weil er sich in einigen Kliniken gut auskenne, habe er auch schon geholfen, gemeinsam mit jungen Untergrundkämpfern im Arztkittel ein krankenhausreif geschlagenes Gestapo-Opfer aus der Klinik herauszuschmuggeln. Doch anders als sein älterer Bruder Alexandre, ein überzeugter Kommunist, der den bewaffneten Partisanen angehörte, hatte sich Youra bisher noch keiner Gruppe angeschlossen. Der intellektuelle Freigeist verabscheute jede Form des Zwanges und wollte sich weder organisatorisch noch ideologisch einbinden lassen.

Auf einmal drängten sich deutsche Polizisten in die Menge, einige hielten Schäferhunde an der Leine. Offensichtlich hatten sie Anweisung, die Menschenansammlung aufzulösen. Sie griffen einzelne Neugierige heraus und führten sie ab. Höchste Zeit für Youra, das gefährliche Pflaster zu verlassen. Die beiden Schulkameraden wohnten noch immer im selben Viertel, in der Nähe ihres Gymnasiums in Uccle. Und so legten sie wie in alten Zeiten den Fußweg von zwanzig Minuten gemeinsam zurück.

Vom dritten Stockwerk der Avenue Louise Nummer 453 beobachtete Judenreferent Kurt Asche, wie sich die Menge langsam zerstreute. Im Laufe des Tages war der NS-Funktionär immer wieder ans Fenster getreten, um durch

die zersplitterten Scheiben auf das Treiben zu blicken. Der Anblick dieser heiteren Menschen machte ihn wütend. Um nicht gesehen zu werden, hielt sich der kleinwüchsige Mann mit dem verkniffenen Gesicht im dunklen Hintergrund seines Büros, das wie durch ein Wunder unversehrt geblieben war.

Asche war Adolf Eichmanns verlängerter Arm in Belgien. Und als Referent und Obersturmführer der SS genoß er das Privileg eines Büros an diesem Prachtboulevard mit Blick auf den Park der Abbaye de la Cambre. Als am Morgen das Flugzeug im Sturzflug auf das Gebäude zudonnerte, waren andere Mitarbeiter ans Fenster gerannt, um die Ursache des ohrenbetäubenden Lärms zu erkunden. Einige hatten ihre Neugierde mit schweren Verletzungen oder gar mit dem Leben bezahlen müssen.

Gegen Mittag hatte man ein Telegramm nach Berlin geschickt. Es unterrichtete das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) von dem Angriff eines »englischen Tieffliegers auf das Kanzleigebäude«. Vier Tote und fünf Schwerverletzte wurden gemeldet. Auch einen guten Kumpel von Asche hatte es erwischt. Bedauerlich für den Judenreferenten. Denn mit diesem Mitarbeiter aus der Abteilung IVc hatte er bestens kooperiert. Hin und wieder hatten sie, bei entsprechender Zahlung, wohlhabende Juden aus der Deportationsliste gestrichen und ihnen einen französischen Paß verkauft. Wer würde nun seinen Posten einnehmen,

sorgte sich der Obersturmführer. Denn von dem Gehalt allein konnte er sein ausschweifendes Nachtleben, seine Ausflüge in Brüssels Bordelle und seine feuchtfröhlichen Abende in einschlägigen Kneipen nicht bestreiten. Asches Geldgier war noch größer als sein Antisemitismus.

Daß der Chef des Sicherheitsdienstes, Alfred Thomas, an seinem Mahagonischreibtisch von einer Granate tödlich getroffen wurde, ließ ihn kalt. Die Witwe in Stettin und seine Kinder würden nun den Höchstsatz aus der Hinterbliebenenversorgung der Partei-Kasse bekommen.Was Asche nicht wissen konnte: Am folgenden Tag würde die Witwe seines Vorgesetzten einem dritten Sohn das Leben schenken, Günther Alfred, geboren am 21. 1. 1943.

Womöglich eröffnete der Tod des SS-Sturmbannführers seinem Untergebenen Asche nun die langersehnte Chance zur Beförderung. Der Ehrgeiz des gelernten Drogistengehilfen war geweckt. Schließlich hatte er Thomas schon bei wichtigen Besprechungen in der Reichshauptstadt vertreten. So im Juni 1942 bei einer Unterredung mit Adolf Eichmann, dem Vollstrecker der Endlösung. Damals hatten er und seine Kollegen aus Paris und Den Haag den Auftrag erhalten, dafür zu sorgen, daß »aus den besetzten Westgebieten größere Judenmengen dem KZ Auschwitz zwecks Arbeitsleistung überstellt werden«.

Asche war seither mit Eifer bei der Sache. Neunzehn Transporte mit rund 16000 Deportierten hatten Belgien inzwischen verlassen, der letzte Zug am 15. Januar. Die »Evakuierten«, wie sie im Jargon der Nazibürokraten hießen, blieben wie vom Erdboden verschwunden. Nun würde Kurt Asche, als Vertreter seines verstorbenen Vorgesetzten Thomas, den nächsten Transport, den 20. Konvoi zu organisieren haben.

Unten im Keller des vornehmen Hochhauses mit der lädierten Fassade saß eine zierliche junge Frau in Krankenschwesterntracht. Die bildhübsche Régine Krochmal war in der Nacht zuvor ins Netz der »voleurs de la vie«, wie sie Kurt Asches Menschenfänger nannte, geraten. Die 22jährige gehörte der Österreichischen Freiheitsfront an, einer Gruppe von jüdischen Widerständlern, die mit ihren Flugblättern und Zeitungen die Wehrmachtssoldaten in Belgien über die wahren Absichten Hitlers aufzuklären suchten. »Ziemlich primitives Agitationsmaterial«, wie Régines damaliger Kampfgenosse Hans Mayer befand, der nach dem Krieg unter dem Namen Jean Améry als Schriftsteller bekannt wurde: »Ich habe manchen Grund zu der Annahme, daß die feldgrauen Soldaten unsere vervielfältigten Schriften, die sie vor den Kasernen fanden, stracks und hackenklappernd ihren Vorgesetzten weitergaben, die ihrerseits mit der

gleichen dienstlichen Fixigkeit die Sicherheitsbehörden verständigten.«

In der Nacht zum 20. Januar hatten Régine und ihre österreichischen Freunde in der Wohnung eines Genossen die Matrizen ihrer Zeitung »Die Wahrheit« abgezogen. Wie immer trug sie ihre Schwesternuniform mit der blauen Haube. »Das war für mich die beste Tarnung«, erklärt sie Jahrzehnte nach diesen Erlebnissen, »damit habe ich jede Kontrolle passiert und war an keine Sperrstunde gebunden.« Gegen Mitternacht bemerkten die jungen Leute einen Wagen, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Hauses parkte. Das war ungewöhnlich in dieser Nachbarschaft, schließlich hatten die Deutschen fast alle belgischen Autos beschlagnahmt. Sie waren offensichtlich verraten worden. Zwar besaß Bobby, der Mieter der Wohnung, einen argentinischen Paß. Aber wenn die SS-Polizei die kleine Druckerei entdecken würde, dann drohte ihnen Folter und womöglich die Exekution.

Hastig versteckten sie den kostbaren Vervielfältigungsapparat, verbargen Papier und Matrizen. Dann flohen die beiden Freunde aus dem Fenster zur Gartenseite. Régine legte sich ins Bett. Als die Fahnder gegen die Tür schlugen, öffnete sie scheinbar verschlafen. Ein Mann habe sie mit in diese Wohnung genommen, erklärte sie den beiden Männern in den langen Ledermänteln, und sie hier allein gelassen, damit sie

wenigstens für diese Nacht ein Dach über dem Kopf habe. Régine gab sich als Jüdin zu erkennen. Und die Häscher, froh über diese leichte Beute, unterließen es, die Wohnung zu durchsuchen.

Bis in die frühen Morgenstunden wurde die Tür des Kellers im Haus Nummer 453 immer wieder für weitere niedergedrückte und verzweifelte Ankömmlinge aufgeschlossen. Nach Mitternacht – wenn die Gejagten, aus tiefem Schlaf hochgeschreckt, keine Chance mehr hatten zu fliehen – kam die Zeit der gnadenlosen Jäger.

Kurz nach 9 Uhr morgens verstummte der Lärm der Geschosse, und Régine hörte im Flur die Wachmannschaften rennen und schreien. Einen Augenblick lang erwog sie zu fliehen. Mehr als fünfzig Jahre später fragt sie sich noch immer, ob sie damals richtig entschied. »Ich dachte, es ist aussichtslos, sie sind nah und sie sind wütend, sie werden dich töten.« Sie blieb.

Bevor die Rassegesetze der Nazis im Sommer 1942 Régine arbeitslos machten, hatte sie ihre Ausbildung als Krankenschwester und Hebamme abgeschlossen. Sie liebte ihren Beruf. Sie konnte sich nichts Schöneres vorstellen, als den werdenden Müttern beizustehen und den Babies auf die Welt zu helfen. Und sie erinnerte sich an eine Nacht im Krankenhaus von Etterbeek, als sie, die Lernschwester, gemeinsam mit einem jungen Assistenzarzt bei einer Frau Geburtshilfe leistete. Der dunkelhaarige gut aussehende

Mediziner hatte sie nachhaltig beeindruckt. »Ein Mann zum Verlieben«, erinnert sie sich. Es war Youra Livchitz.

Zweites Kapitel
Youra Livchitz

Wie jeden Samstagabend war die kleine Wohnung binnen kurzem mit dicken Rauchschwaden und hitzigen Diskussionen erfüllt. Im Salon von Minnie Minet drängte sich die Brüsseler Boheme: Künstler, Intellektuelle sowie hübsche junge Mädchen in kurzem Faltenrock und langen, eng anliegenden Jacken, im Stil der »Zazous«, der Swing-Jugend, gekleidet. Der Jour fixe bei der exotischen Pianistin war für manchen der einzige Lichtblick in der sonst so langen düsteren Woche. Die Wände der Wohnung waren mit Fotos der Werke von Minnies Künstlerfreunden tapeziert. Und die musikalischen Einlagen der Gäste waren alles andere als amateurhaft. Einige der Solisten wurden wie der Violinist Arthur Grumiaux später weltberühmt.

Hier, in der Rue Van Goidtsnoven, war man unter Gleichgesinnten. Man kam zusammen, um zu musizieren, der Musik zu lauschen und vor allem zu reden. Offen miteinander zu reden, das wurde – je länger die deutschen Besatzer das Land in Atem hielten – für Minnies Gäste schließlich noch wichtiger als die geliebte Musik. Sonst wäre man an dem Ungesagten erstickt.

Irgendwie schaffte es immer einer der Habitués, Wein oder gar Kaffee zu organisieren. Minnies javanische Zubereitung der kostbaren Bohnen war eine Sensation. Sie wurden mit der Mühle gemahlen, dann goß Minnie in einer stundenlangen Prozedur das Kaffeepulver mit kleinsten Mengen kochendem Wasser auf. Das Filtrat war schwarz und dickflüssig und konnte nur mit viel Milch genossen werden. Die Suppe, die im großen Topf zur Selbstbedienung auf dem Herd stand, war ein Gemeinschaftswerk der Gäste. Jeder brachte mit, was er hatte: Reis, Gemüse oder Kartoffeln, vielleicht sogar ein ergattertes Stück Fleisch. Von Kriegsmonat zu Kriegsmonat fiel der Eintopf dünner aus. Der Kuchen bestand schließlich nur noch aus einer dunklen Masse von Kastanienmehl und Süßstoff. Aber nie gingen Minnies Gäste mit leerem Magen nach Hause.

Die kleine, wohlgerundete Gastgeberin mit den hohen Wangenknochen und den schrägen Katzenaugen, Tochter einer Indonesierin und eines Niederländers, war in dem behäbig bürgerlichen Brüssel eine außergewöhnliche Erscheinung. Sie war fröhlich, spontan und sexy. Die Begrüßungsküßchen, darauf achtete sie, mußten auf ihren beiden tiefen Grübchen plaziert werden. War sie 35 Jahre alt oder 45? Niemand vermochte es zu sagen. Von ihrem sehr viel älteren Ehemann, einem Professor am Konservatorium, lebte sie getrennt. Aber er unterstützte